

Klaus Theweleit • Männerphantasien

klaus theweleit

männer phantasien



1. frauen, fluten, körper, geschichte
 2. männerkörper
- zur psychoanalyse des weißen terrors

Stroemfeld Roter Stern

Klaus Theweleit

Männerphantasien

Inhalt

Vorbemerkung 9

1. Band

1. Kapitel: Männer und Frauen 16

Sieben Ehen 17 // Zur Zeitgeschichte und zur Art des behandelten Stoffes 36 // Biografie-Tradition 47 // Aufbrüche 49 // Bräute 51 // Entwirklichung 57 // Nicht anfassen! 59 // Visionen 64 // Tilgung des Makels 68 // Abwehrformen 74 // Was die Soldaten lieben 76 // Zwischenbemerkung zur »Homosexualität« und zum weiteren Verfahren 78 // Was die Soldaten lieben (Fortsetzung) 83 // Die Frau als Aggressor 89 // Flintenweiber. Die kastrierende Frau 97 // Die rote Krankenschwester 108 // Schloss Sythen – gut für Mythen 113 // Die Gräfin von Schloss Sythen. Die weiße Krankenschwester 120 // Mütter 132 // Schwestern 140 // Heirat. Die Kameradenschwester 158 // The Lady with the Light 160 // Einschub über proletarische Wirklichkeit. Proletarische Frau und linker Mann. Der Realanteil der Projektionen 174 // Attacken gegen Frauen 214 // Lustmord 224 // Zwischenergebnis 248

2. Kapitel: Fluten * Körper * Geschichte

Aggregatzustände des Körperinneren 283

Die rote Flut 283 // Straße des Blutes 291 // Kochen 293 // Berstende Erde. Lava 295 // Abwehr der roten Fluten 301

Ströme 306

Was da fließt ... 306 // Sehr frühe Geschichte. Die Menschin aus dem Wasser 354 // Wunschterritorium Frau 361

Die Entstehung des Panzers gegen die Frau 370

Frühe bürgerliche Geschichte: Entgrenzung/Begrenzung der Welt und der Leiber 370 // Entgrenzung/Begrenzung um 1500: Der weite Ozean und der »Gott innen« 376 // Monogamisierung 382 // Zentralisierung und »weiße Frau«. Die Geometrisierung der Leiber 387 // Solo mit Begleitung: Falke und Medusa – oder »Es werde Ich« 391 // Einige Hauptzüge der Reterritorialisierung über Frauen/Frauenbilder 396 // Die »Einzige« und der Zweifel am Wesen der Wirklichkeit. Zweifrontenpanzer 399 // Die Sexualisierung der bürgerlichen Frau im 17./18. Jahrhundert 409 // Die Reduzierung der Frau

auf die Vagina und deren Erweiterung zum Meer der Meere 424 // Deutsche Klassik: »Neue Sittlichkeit« als neue Landnahme an den Küsten der Weib-Natur und die Weib-Maschine 429 // Ins 19. Jahrhundert: Kristallene Woge – verheimlichte Frau. Vom Wasser zum Blut 439 // Nachbemerkung 443

Einige Züge der künstlichen Aufrechterhaltung des Mangels in der Beziehung der Geschlechter 445

Vorbemerkung 445 // Der Körper der Frauen als Objekt der »neuen Sittlichkeit« 446 // Eine Form des Frauenopfers 451 // Inzestgebot 456 // Das Meer in der Frau. Die Flucht aus dem Doublebind. Inzestverbot/Inzestgebot 465 // Liebesfluten in der Arbeiterlyrik – ergänzender Nachtrag 468

Vermischungszustände der Körperländer 473

Schmutz 473 // Schlamm 475 // Sumpf 478 // Schleim 483 // Brei 484 // »Hinten« 485 // Scheiße 486 // »am eigenen Leibe« 488 // Regen 490 // Abwehr der Sümpfe, Schleime, Breie 494 // Zusammenfassung. Republik/ Revolution/Krieg 498

Der Körper als Schmutz 501

Damm und Fluss. Das Ritual der Massenaufmärsche 527

2. Band

3. Kapitel: Die Masse und ihre Gegenbildungen 540

Die Masse als Verkörperung des eigenen Unbewussten 541 // Lustseuche 546 // Innen: das Fremde als »Urmensch« 559 // Aspekte der wirklichen Masse 565 // Frauen vorneweg ... 567 // Die Unheimlichen 576 // Ohnmacht und Entfleischung. Der Zerfall in der Masse 581 // Masse und Kultur. Der »hochstehende Einzelne« 585 // Kultur und Heer 605 // Im Felde unbesiegt 614 // Masse und Rasse 618 // Die Nation 624 // Das Volk 640 // Das Ganze 647 // Einschub: Sexualisierte Sprache 654 // Ein Vorläufer auf dem Weg ins Reich 657 // Die Rede 666 // Augen 680

4. Kapitel: Männerkörper und weißer Terror Sexualität und Drill 693

Der Umbau des Leibs in der Kadettenanstalt 693 // Ganzheitsmaschine Truppe 704 // Die Einzelteilganzheit. »Stahlgestalt« 711 // Zwischenbemerkung zur Instanz des Ich 715 // Ohnmachten 716 // Die Absorption des sexuellen Verlangens 724 // »Preußischer Sozialismus« 727

Kampf und Körper 730

Geschwindigkeit und Explosion. Berührung mit dem »Objekt« 730 // Der Ort des Krieges 744 // Soldatischer Körper, technische Maschine und faschistische Ästhetik 752

Das Ich des soldatischen Mannes 764

Fragmentpanzer 764 // Das Ich und die Erhaltungsmechanismen 769 // Ich-Zerfall und Arbeit 785

Allerlei Einzelnes, das mit dem Ich des Nicht-zu-Ende-Geborenen zu tun hat 812

Faschismus und Familie 812 // *Regression* 819 // *Analysefähigkeit* 820 // *Bewusstsein* 822 // *Gedächtnis* 823 // *Etwas in der Hand haben* 824 // *Projektion* 829 // *Geburtshilfe* 830 // *Die »aggressive Natur« des Menschen* 831 // *Leichenberge* 831

Weißer Terror als Selbstbegrenzung/Selbsterhaltung 834

Drei Wahrnehmungsidentitäten in der Vereinigung mit dem »undifferenzierten Triebobjekt« 834 // Schwarz Weiß Rot 847 // Prügel 856 // Prügelritual und Schauen 863

»Homosexualität« und weißer Terror 873

Homosexualität und Sadismus/Masochismus 874 // Das homosexuelle Verlangen 878 // Kontroverse 882 // Socarides' *Der offenen Homosexuelle* 885 // Der Analverkehr als Erhaltungsakt 888 // Homosexualität in der Kadettenanstalt 890 // Geregeltes Spiel Geschlechtswechsel 899 // Die Attraktion des Mannes als gesellschaftliches Wesen 904 // Freud und Geschichte 908 // Machtkampf als homosexueller/anti-homosexueller Kampf 908 // Double Doublebind 911 // Zerfleischung 913

Schluss 919

Von Innen 922 // Frieden 964

Anhang

Anmerkungen 1005 // Eine Art Nachbemerkung (zur Erstauflage) 1157 // Literaturverzeichnis 1177 // Zu den Bildern 1197 // Die letzte Seite (1978) 1205 // Männerphantasien. Nachwort 2018/19 1209

Über den Hindenburgdamm, der auf dem Umschlagbild nicht zu sehen ist, fahren die Züge von der Insel Sylt zum schleswig-holsteinischen *Festland*, und umgekehrt.

Das Postkartenfoto vom Zug auf dem Damm bei Hochwasser habe ich beim Ansehen von Fotoalben meiner Mutter gefunden, im Frühjahr dieses Jahres. Sie war von einem Schlaganfall bewusstlos und schon auf der Reise, die keine ist. Wenn jemand gestorben ist, schaut man seine Fotoalben an und hört die Stimmen, die zu den Bildern gehörten.

Käte, geb. Minuth, elftes Kind eines Schneiders aus Cranz, wohin die Leute aus Königsberg an die Ostsee kamen, 1901–1977, hätte gern noch den Abschluss dieser (mit einem Promotionsdiplom verbundenen) Arbeit erlebt und ihren Wunsch, hundert Jahre alt zu werden, erfüllt gesehen, den sie allerdings in ihren letzten Jahren seltener äußerte.

Die Postkarte mit dem Foto lag lose im Album mit den Bildern der engsten Familie. Hindenburg, einer der Helden meiner frühesten Jugend, hatte über dem Schreibtisch meines Vaters, des Eisenbahners, gehangen, versehen mit einer faksimilierten Unterschrift, die ich lange für echt gehalten habe. Paul von Hindenburg, der Generalfeldmarschall, hat für meinen Vater ein Bild unterschrieben, das gefiel mir. Außer Hindenburg (der selber ein Damm war, Soldatendamm von Reich zu Reich durch die roten Fluten der »Republik« von Weimar) hingen Bismarck und Friedrich der Große da (wo vorher das Führerbild gehangen haben muss).

Es war 1955, als mein Vater meiner Schwester Helga und mir stolz den Hindenburgdamm vorführte. Nicht, als wäre er sein Eigentum, aber als wäre *er selber* die EISENBAHN, in der wir saßen und unter die der Damm gehörte. Ich war 13 und es war das einzige Mal, dass ich mich erinnere, mit meinem Vater am Meer gewesen zu sein. Ins Wasser auf Sylt ging er nicht. Es war ihm zu stürmisch und er war auch »kein großer Freund davon«.

Als der unlegalisierte Sohn eines ostpreußischen Hofbesitzers von einer Tante aufgezogen, war mein Vater als Vater immer sehr für eine *richtige* Familie. Aber zuallererst war er Eisenbahner, mit Leib und Seele, wie er sagte, und dann erst Mensch. Er war auch ein

guter Mensch und ein ziemlich guter Faschist. Die Schläge, die er reichlich und brutal verteilte im Rahmen des Üblichen und in der guten Absicht des Affekts, waren die ersten Belehrungen, die mir eines Tages als Belehrungen über den Faschismus bewusst aufgegangen sind. Die Zwiespältigkeit meiner Mutter, die fand, dass so etwas sein musste, es aber milderte, die zweiten.

Er, der ehrliche Beamte, schummelte nicht einmal beim Kartenspielen (Doppelkopf und Skat), wie sie es tat (oft zu meinen Gunsten, und ich ließ es mir gefallen), und er ging, ein schließlich enttäuschter Beamter (denn wer lohnte den lebenslangen *Dienst*, nicht einmal sein letzter Chef), »am Alkohol« zu Grunde und an der deutschen Geschichte. Bruno, 1901–1966.

Keiner von uns Söhnen wollte Eisenbahner werden. Der jüngste meiner drei älteren Brüder wurde es schließlich doch. Molkereimeister, was er gelernt hatte, war ein Beruf »ohne Zukunft«, also ohne Gegenwart, geworden. Eisenbahner mit Leib und Seele ist er nicht.

Sie sind für das kommende Reich, das irgendwie nicht kam, geboren worden, meine älteren Geschwister. *Reinhold – Siegfried – Brunhilde – Günter* - - - - Nibelungen, 1929–1935. Die beiden *Nachkömmlinge* bekamen die Namen der Niederlage: Klaus und Helga, 1942 und 1944 - - - - Stalingradkinder.

Aus Stalingrad kam Elvis, das Kino und das übrige Amerika von Leinwänden und aus Lautsprechern über den großen Teich.

Über den Damm, der auf dem Bild nicht zu sehen ist, ist auch Monika Kubale an Land gekommen, als sie von *der Insel*, auf der sie 18 Jahre gelebt hatte, in die Stadt fuhr, in die auch mich die Universität gelockt hatte: Kiel, wie das, was die Schiffe unten haben.

* * *

Für *Spellbound* versicherte sich Hitchcock der Mitarbeit Dalís, der ihm die Träume machen sollte; spitz, zackig, hart sollten sie eindringen in die alltägliche Welt. So sind in diesem Film die Berge – festgefügt –, an denen der Zug vorbeigeleitet. Ein dynamisierter Raum, der sich durch einen anderen bewegt. Die Eisenbahn und das Kino haben bestimmt gemeinsame Wurzeln. Freud hat leider nur über die Eisenbahn geschrieben. Und darüber, wie das Unbewußte die mühsam zusammengebrachten Vorstellungen von der eigenen Person belagert. Iris Henderson trägt auf Taschen und Schals und Tüchern ihr Monogramm, als könnten sie ihr helfen, ihre Identität zu schützen. [...]

Sollte die Wahrscheinlichkeit wagen, ihr häßliches Haupt zu heben, sollten Sie meine Sicht von diesem Film »als phantastisch zurückweisen, dann bin ich natürlich wehrlos«.

Frieda Grafe zu »*The Lady Vanishes*« in Filmkritik 12/1971

Jimi: ... After you've gone thru all of the hell of dying, you've got to find out – and face – the facts to start a nationwide rebirth. But I'm not a politician, you see. All I can say is what I've been seeing: common sense.

But the masses are saying just the opposite.

You know who is REALLY living in fantasy land? It's the damned masses. The masses. The point is, WHO is wrong and WHO is right? That's what the point is – not how many people ... What I'm trying to say is that somebody, has got to make a move. The others are just waiting around until you run to jelly. Then, they tick you off.

Jimi Hendrix in einem Interview in Circus, März 1969

Wenn ich Monika aus der Klinik erzählen höre, kommen mir nicht nur die universitären Faschismus-Theorien albern vor, auch schon der Versuch sie zu kritisieren, erscheint dann banal. Wie überflüssig wäre das alles, wenn es eine Konvention des Verstehens und Verhaltens gäbe, eine Art des Zuhörens, in der ein Gefühl davon existierte, was dies für unsere theoretisierende, aufklärerische Rede bedeutet: eingelieferte Kinder, die in ihrer »auffällig« gewordenen oder verstummten Rede, das ganze System von Behinderungen, das das Leben hier ist, zur Sprache bringen, es in ihrem hilflos-revoltierenden Körper herumtragen, es in Bilder bringen, bei deren Ansehen den Betrachter die Krankheit überfällt als eine überlegene Form des Unversehrtseins – und doch sind ihre Träger »kaputt« –, wenn ich erzählen höre, wie sich ein Kontakt herstellt (wirklicher Kontakt mit Funkenschlag und Blitzen), wie eine Nähe hergestellt wird, indem man Distanzen erfühlt und ausprobiert, eine Nähe, die nicht verschlingend, eine Distanz, die nicht fern ist; wo Vorsicht ein schönes Wort wird, und mit Voraussicht zusammenhängt, mit einem Gefühl für die Wirklichkeit des Leidens, das seinen Zustand verändern möchte, aber in Sackgassen und Doublebinds steckt; – und mir dann die sorgenvolle oder hektische Unbekümmertheit so vieler (und auch die eigene) einfällt, die hier den Faschismus bekämpfen wollen, aber selber stumpf sind für die Erfahrung des Nicht-Faschistischen; – dann, so würde der Satz sich fortsetzen wollen, »könnte man verzweifeln« ... (Realität einer erstarrten Semantik, aber dann doch nicht die eines Gefühls, das ich hätte).

Monika hat mich ständig konfrontiert mit ihrer anderen Art zu lesen. Wenn ich ihr Zitate, halfertige Teile, Überarbeitetes oder auch Fertiges zu lesen gab und sie selten so reagierte, wie ich es mir gedacht oder auch gewünscht hatte. Gerade solche Züge der Texte, die ich übergangen hatte, sagten ihr oft am meisten, und ungerührt sagte sie »Ambivalenz«, wo ich schöne Eindeutigkeiten entdecken wollte, die zu glänzenden Formulierungen geführt hatten, die dann fallengelassen wurden (sodass ich jetzt ein ganz ambivalentes Verhältnis zu diesem Wort habe).

Monika und Margret Berger, beide im klinischen Umgang mit

Kindern erfahren*, haben mir auch den stärksten Rückhalt gegeben, wenn ich, ohne eigene klinische Arbeit, mich getraut habe, einige der verbreiteten psychoanalytischen Ansichten über den faschistischen Typ umzuformulieren. Ich hatte nur Krankenberichte: die Form, die soldatische Männer ihren Lebenserzählungen gegeben haben, ohne es zu wissen, und ihren Terror. Besonders die Überlegungen zur Ich-Struktur des Nicht-zu-Ende-Geborenen, die im 2. Band stehen, verdanken sehr viel der generellen Zustimmung Margret Bergers, aber auch ihren Literaturhinweisen.

* * *

Ab und zu lag im Briefkasten ein DIN A₄-Umschlag mit einem oder zwei Stenorettenbändern, auf denen Erhard Lucas, präzise und freundlich, wie es seine Art ist, und scharf, wenn ihm etwas missfiel, mir erzählte, was er an den Manuskripten gefunden hatte, die ich ihm immer wenn ein Packen fertig war, nach Oldenburg geschickt habe. Dieses Buch hat angefangen als ein Kapitel zum »Weißen Terror« für seine »Märzrevolution 1920«; als es mehr wurde, hat er sein weiteres Wachstum ungefähr so begleitet, wie ich es mir von einem Leser/Kritiker/Helfer gewünscht hätte, hätte ich einen Wunsch frei gehabt. Erhard, ohne den sie nicht entstanden wäre, ist diese Arbeit gewidmet.**

* Der Zustand einiger dieser Kinder hat eine Menge mit dem erwachsener Faschisten zu tun, wie gezeigt werden wird.

** Erhard Lucas – später, nach seiner zweiten Heirat, Erhard Busemann Lucas – ist 1993, 56-jährig, verstorben. Immer noch schwer begreiflich.

*Hoffentlich fällt die Macht eines Tages
allen Menschen auf den Wecker.*

Schrieb Vlado Kristl in seinen *Sekundenfilmen*

Klaus Theweleit

Männerphantasien

1. Band

1. KAPITEL

Männer
und
Frauen

Sieben Ehen

Als junger Kapitänleutnant verheiratete ich mich. Da ich zur Nordseestation gehörte, glaubte ich damit rechnen zu können, in der Hauptsache in Wilhelmshaven stationiert zu sein. Ich war daher sehr froh, als mir mein Hamburger Schwiegervater draußen in Rüstringen ein kleines Häuschen baute.¹

»Mir«, nicht »uns«, sagt der Mann. Damit hat er, der Kapitän Ehrhardt, Führer der Marinebrigade Ehrhardt, des berüchtigsten aller Freikorps in den ersten Jahren der Weimarer Republik, die Tatsache seiner Heirat und deren erste Folge, das Geschenk eines kleinen Häuschens, vor den Leser gerückt. Nicht einmal die Frau; über sie kein Wort, auch nicht der Name. Der Schwiegervater scheint Geld zu haben. Das Verhältnis zu Wilhelmshaven scheint bedeutender als das zu der Namenlosen.

Der Absatz, mit dem Ehrhardt seinen Bericht fortsetzt, hält die Reaktion seiner Kameraden fest: auf die »Villa«, nicht auf die Heirat. Wider Erwarten wird der Kapitän aber nach Kiel versetzt, wo es viel Arbeit gibt:

Kam ich abends nach Hause, fand ich die dicke Mappe vor und setzte mich nach dem Abendbrot bis zwölf und ein Uhr nachts an die Arbeit. Meine Frau hat sich über diese Zeit oft beklagt und gesagt: »Ich kenne von meinem Mann überhaupt nur den Rücken.«²

So viel über die ersten Ehejahre.

Trotzdem war das Leben für Frau und Kinder in dem schönen Kiel heiterer, offener und froher als in dem ewig diesigen Wilhelmshaven, der eigentlichen deutschen Marinestadt.³

Das ist die erste und einzige längere Erwähnung der Kinder und der Frau, sämtliche auf derselben Seite des Buches. Mehr als das, was das Kieler Wetter gewährt, haben Frau und Kinder nicht zu erwarten. Kiel, das Schöne, und Wilhelmshaven, das ewig Diesige, eigentlich Deutsche, vermögen das Interesse des Kapitäns stärker zu fesseln als Frau und Kinder; auch noch in dem einzigen Absatz, der ihnen überhaupt gilt. Der Kapitän Ehrhardt hat nicht völlig verschwiegen, dass es Zeitpunkte in seinem Leben gab, zu denen erst eine Frau, dann auch Kinder in sein Soldatenleben traten. Aber sie sind namenlos geblieben.

Es gibt noch eine Frau in dem Buch, die Prinzessin Hohenlohe. Dass er gerade bei ihr in München Unterschlupf fand, als er nach dem Kapp-Putsch als einer der Anführer gesucht wurde, stellt er als Zufall dar. Sie saß dafür ein halbes Jahr im Gefängnis. Er lobt an ihr »das fürstliche Gefühl der Treue gegen den Schützling«⁴, aber nichts deutet daraufhin, dass sie später seine zweite Frau wurde.⁵

Zum Verschwinden der ersten aus seinem Leben wird auch nichts gesagt.

* * *

Der Freikorpskommandant Gerhard Roßbach, Oberleutnant, verdankt der Abneigung seiner Frau gegen Tapetentüren sein Leben; sie hängte einen Wandteppich über eine solche. So fand die Gestapo Roßbachs Arbeitszimmer nicht, in dem seine Korrespondenz mit dem SA-Stabschef Röhm lagerte, deren Entdeckung er nicht überlebt hätte. So entkam Roßbach der mit der Entmachtung der SA im Juni/Juli 1934 verbundenen Ermordung prominenter NS-Parteigenossen – (hinter der immer noch fälschlich Röhm-Putsch benannten Aktion stand wesentlich die Reichswehrführung)⁶ – und dieser glückliche Umstand bringt ihn dazu, seine Frau zu erwähnen. Eine vorübergehende Verhaftung war dennoch nicht zu vermeiden.

Daheim fand ich meine Frau an einem schweren Nervenleiden erkrankt.

Sie lebte nur noch kurze Zeit.⁷

Auch sie bleibt namenlos. Keine weitere Erwähnung. Zwei Seiten später:

Die Hochzeitsreise mit meiner zweiten Frau, einer Schauspielerin an Heinrich Georges Schillertheater, gab mir Gelegenheit hierzu.

Gemeint ist die Gelegenheit, ins Ausland zu reisen. Als Anlass und Nebensache zu diesem Hauptzweck führt Roßbach seine zweite Frau ein. Auch sie hat keinen Namen. Ein Name aber dominiert den Satz: Heinrich George, der Name eines Mannes, durch den die unbekannte Frau immerhin ein gewisses Gewicht erhält. Dann blitzt ihre Silhouette nur noch einmal in der Erzählung von Roßbachs ereignisreichem Leben auf: Mit einem Kind auf dem Arm versucht sie, Einlass in das amerikanische Internierungslager zu finden, in dem Roßbach 1945

festsetzt und überlegt, wie er den Amerikanern begreiflich machen soll, dass er schon seit 1923 ein Gegner Hitlers gewesen ist (obwohl er an dessen Putschversuch am 9. November 1923 in München teilnahm). Aber er hat damit Erfolg – und in der Tat: Er war Hitlergegner im Kulissenkampf um die Führung der »völkischen Bewegung«.

Die Frau wird nicht eingelassen. Roßbach sieht sie nur von Weitem.⁸

* * *

Kapitänleutnant Martin Niemöller gehörte zu Beginn des Jahres 1919 zu einem Kieler Offizierskreis, in dem der spätere Freikorpskommandant von Loewenfeld die zentrale und von Niemöller sehr bewunderte Figur abgab. Niemöller trat nur deswegen nicht in seine Marinebrigade ein, weil er es nicht über sich brachte, seine Kaiserstreue durch einen Eid auf die Revolutionsregierung Ebert-Scheidemann zu entweihen.⁹

Er ist jungverheiratet. Von der Entstehung der Ehe erfährt man:

In Berlin studierte dazumal die älteste Schwester meines Kameraden und Schulfreundes Hermann Bremer; und es ergab sich eigentlich von selbst, daß wir uns des öfteren trafen und die dienstfreie Hälfte des Sonntags gemeinsam auf Wannsee und Havel im Segelboot verbrachten, zumal wir beide in Berlin wenig Bekannte hatten. Und der Frühsommer 1917 war voller Sonne und Wärme! Aus dieser Erneuerung einer Kinderbekanntschaft entwickelte sich zunächst ein reger Briefwechsel und dann im nächsten Jahr eine Verlobung.¹⁰

»Die älteste Schwester meines Kameraden und Schulfreundes Hermann Bremer« – das ist Name genug für die Zukünftige. Im Übrigen ging alles »wie von selbst« und auch etwas notgedrungen, da die beiden Freunde in Berlin »wenig Bekannte hatten«. Zudem handelt es sich um die »Erneuerung einer Kinderbekanntschaft« – der Entschuldigungen wahrlich genug, dass es zu der Angelegenheit mit der Frau kommen konnte. Das hinter »Sonne und Wärme« macht zwar deutlich, dass auch eine Körperempfindung im Spiel war, aber sie wird dem Frühsommer zugeschrieben. Die »Wärme« kommt nicht von der »Schwester«.



Es kann ihnen kaum unbekannt sein, dass Sonne und Mond
keine gute Ehe führen.

Im nächsten Jahr gönnt ihm der Krieg eine Pause:

Und so tat ich etwas, was seit Jahr und Tag bereits getan sein wollte: Ich fuhr am 18. Juli nach Wien und von dort weiter nach Berlin, aber nicht, um alte Fäden zum Admiralstab neu zu knüpfen, sondern um mir das Jawort meiner Braut zu holen und ihr das meine zu geben.¹¹

Wien – Berlin – aber nicht zum Admiralstab: eine lange Vorlust um den heißen Brei, um bei der denkbar unpersönlichsten Formulierung zu enden: »Jawort austauschen«. Immer noch kein Name, dafür aber ein präzises Datum: 18. Juli 1918. (Es ist also wirklich kein Traum!)

Und von Berlin ging es nach 24 Stunden weiter zu Eltern und Schwiegereltern nach Elberfeld, wo wir unsere Verlobung feierten; und wir wußten dabei, daß die Zukunft völlig ungewiß war und dunkel genug werden könnte. Aber das eine hatten wir beide in den Jahren des Krieges gelernt, und das war mir eben jetzt ganz deutlich und lebendig geworden: Leben ist nicht das, was wir wissen und berechnen, sondern das, was wir vertrauen und wagen!¹²

Die Charakterisierung der Zukunft als »ungewiß und dunkel« bezieht sich sicherlich auch auf die Kriegsniederlage und deren Folgen, die Niemöller, als er sein Buch schrieb, bekannt waren, aber unbewusst wohl auch auf den Kontext der Ehe, denn bis zu dieser Stelle fehlen solche Andeutungen in der Biografie. Erst die Heirat gibt ihm Formulierungen wie »vertrauen und wagen« ein; durch



Heute ist großer Festtag am Himmel.

das Auftreten der Frau scheint das Leben viel von seiner Berechenbarkeit verloren zu haben. Es geht jetzt nicht mehr darum, was man »wissen« kann, denn was »weiß« man von der Frau?

Niemöller ging nicht ins Freikorps. Er nahm seinen Abschied von der Marine und lernte Landwirt; von seiner Ehefrau lebte er getrennt. Nur sonntags sehen sie sich:

Diese Sonntage hatten ihr besonderes Gepräge: Morgens gingen wir in Kappeln zum Gottesdienst in die Kirche, in der meine Mutter getauft, konfirmiert und getraut worden ist, oder wir wanderten über den Gabelin eine Stunde weit zum Heimatdorf meines Vaters, wo Tante Johanna, seine älteste Schwester, als Bäuerin auf Schabergs Hof ihres Amtes waltete, und besuchten dort das Kirchlein, in dem mein Großvater bis zu seinem frühen Tod die Orgel gespielt hatte. Nachmittags blieben wir zu Hause, lesend und musizierend; und die Abende wurden in der Regel mit Verwandten und Bekannten zugebracht: dann drehte sich das Gespräch häufig um die Frage des künftigen Hofes, wenn nicht eben, wie das im Frühsommer 1919 natürlich war, die großen Sorgen der politischen Entwicklung das Feld beherrschten.¹³

Nur er und seine Familie existieren in diesen Sätzen. Sie scheinen wie unter dem Druck eines inneren Aufpassers geschrieben zu sein. Wem will er eigentlich beweisen, dass es kaum Gelegenheit gab zu sexuellen Beziehungen? Denn auch die Nacht war sehr kurz:

Um 5.30 Uhr morgens bricht Niemöller schon wieder auf zu einem Sieben-Kilometer-Fußmarsch, der ihn für eine Woche an seinen Arbeitsplatz zurückbringt.

* * *

Rudolf Höß lief 1917 aus einem katholischen Kaufmannshaus davon, weil er es nicht mehr aushielt, dem Krieg nur zuzusehen. Er war 16 Jahre alt. Als er aus dem Krieg zurückkam, lebten seine Eltern nicht mehr. Das entthob ihn seinem Gelöbnis, Priester zu werden, kostete ihn aber sein Erbe, dessen Erhalt an die Erfüllung des Gelöbnisses gebunden war. Ein Onkel achtete streng darauf, dass die Bestimmungen erfüllt wurden. Höß fuhr nach Osten. Mit dem Freikorps Roßbach ging es (illegal) ins Baltikum. Im Umkreis dieses Freikorps blieb er bis 1923; dann wurde er wegen Beteiligung an einem Fememord zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. (Später wurde er Kommandant des KZ Auschwitz.¹⁴) Als er 1928 aus dem Zuchthaus entlassen wurde, schloss er sich dem »Artamanenbund« an, um die Landwirtschaft zu erlernen.

Schon in den ersten Tagen lernte ich da meine zukünftige Frau kennen, die, von den gleichen Idealen beseelt, mit ihrem Bruder den Weg zu den Artamanen gefunden hatte. Schon beim ersten Sehen stand unsere Zusammengehörigkeit beiderseits unverbrüchlich fest. Wir fanden uns in einem Gleichklang des Vertrauens und Verstehens, als ob wir von Jugend auf zusammen gelebt hätten. Unsere Lebensanschauung auf allen Gebieten war die gleiche. Wir ergänzten uns in jeder Hinsicht. Ich hatte *die* Frau gefunden, die ich mir in den langen Jahren der Einsamkeit ersehnt. Durch all die Jahre unseres gemeinsamen Lebens hindurch blieb der innere Gleichklang bis auf den heutigen Tag bestehen, unbeirrt durch all die Zufälligkeiten des Tagesgeschehens, durch Glück und Unglück, durch all die äußeren Einwirkungen. Doch eines war und blieb zu ihrem steten Kummer: All das, was mich zutiefst bewegte, mußte ich mit mir selbst abmachen, konnte ich auch ihr nicht offenbaren.¹⁵

Dieser Absatz, eine Serenade der Beziehungslosigkeit, scheint vor allem von dem Impuls bestimmt, kein konkretes Wort über die

wirkliche Frau zu verraten. Wenn ein »Gleichklang« durch nichts, nicht »durch Glück und Unglück« verändert werden kann, ist an ihm nichts Veränderbares: Er existiert nicht, außer in der Vorstellung. Diese Vorstellung scheint eine von »Einheit« zu sein: »Gleichklang«, »Zusammengehörigkeit«, »Unsere Lebensanschauung war auf allen Gebieten die gleiche«, »Wir ergänzten uns in jeder Hinsicht« – es handelt sich wohl um den Versuch, eine Phantasie zu benennen, in der Höß und seine Frau (auch sie eine Namenlose) *ein* Wesen sind.

Dass seine Namenlose »die Frau« sei, die er sich »in all den langen Jahren der Einsamkeit ersehnt«, weist darauf hin, dass es sich bei ihr um das Abbild einer anderen handelt, die früher »die« Frau für ihn war. Diese, die Mutter, wird von Höß an anderer Stelle seine »Heimat« genannt.

Von der realen Ehefrau spricht nur der letzte Satz des Zitats, und da in schroffster Distanz. Alles, was Höß »zutiefst bewegte«, »musste« er verbergen, »konnte« er ihr nicht offenbaren. Und eben dies »blieb zu ihrem steten Kummer«.

Die vorausgehende Hymne von der Einheit gilt also der Vorstellung einer bestimmten Beziehung zur Frau, in der das Bild der Ehefrau mit einem anderen (verborgenen) Bild zur Deckung gebracht wird.*

Die Instanz eines Bruders an der Seite der Erwählten, die schon bei Niemöller auffiel, ist auch hier zu finden und offenbar in der gleichen Funktion. Der Bruder an der Seite der Schwester scheint die besondere Eignung dieser zur Ehefrau zu attestieren, spricht: Von Schwestern, die mit ihren Brüdern Boot fahren oder den Artamanen beitreten, kann man erwarten, dass sie Jungfern sind.

Wenn Höß betont, seine Frau habe »mit ihrem Bruder« den Weg dorthin »gefunden«, spürt man, wie er damit die mögliche Unterstellung abwehren will, er sei vielleicht an eine mit Männern erfahrene Frau (eine »Hure«) geraten. Es war ein Mädchen! Darauf legt er Wert.

* Später, während der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse, spricht Höß zum amerikanischen Prozesspsychologen Gilbert von der »Entfremdung« von seiner Frau, vom »seltenen Verlangen« beider nach Geschlechtsverkehr. (Gustave M. Gilbert, *Nürnberger Tagebuch*, S. 251 f.)